

dies dadurch, daß die universale Bemächtigungs- und Objektivierungstendenz auch vor dem Subjekt selbst nicht Halt macht. Das Subjekt muß es sich gleichsam gefallen lassen, vom andern objektiviert zu werden. So aber bringt die Tendenz zur total beherrschten Welt die Subjekthaftigkeit des Subjekts, also seine Freiheit, Autonomie und Einmaligkeit zum Verschwinden. Hier ist an jene Phänomene zu erinnern, auf welche die ›Frankfurter Schule‹ unter dem Stichwort ›Dialektik der Aufklärung‹ hingewiesen hat« (G. Greshake, a.a.O., S. 14f.).

12 Vgl. A. Görres, Erneuerung durch Tiefenpsychologie?, in: Tiefenpsychologische Deutung des Glaubens? Anfragen an Eugen Drewermann (QD 113), hrsg. v. A. Görres u. W. Kasper. Freiburg 1988, S. 133–174, 134.

13 Ebd., S. 80.

14 Zit. nach M. Ferguson, Die sanfte Verschwörung. Persönliche und gesellschaftliche Transformation im Zeitalter des Wassermanns, eingel. v. F. Capra, aus dem Amerik. übers. v. Th. Reichau. Basel 1982, S. 432.

15 M. Kehl, New Age oder neuer Bund? Christen im Gespräch mit Wendezeit, Esoterik und Okkultismus. Mainz 1988, S. 23.

16 Vgl. ebd., S. 28f.

17 A. Görres, a.a.O., S. 134.

HANNA-BARBARA GERL-FALKOVITZ · DRESDEN

Unterwegs zur Einheit

Manche Gaben stellen sich im nachhinein als Aufgaben heraus. Das mindert nicht ihren Charakter als Gaben, im Gegenteil: Sie fordern den Beschenkten heraus. Zum eigenen Zutun nämlich, zur Zugabe.

Ein solches unverhofftes Geschenk war die Einheit Deutschlands, die jetzt aus der Gabe zur Aufgabe wird. Was die Juristen ausgehandelt haben, muß sich erst in die lebensmäßige Einheit verwandeln. Es gibt übellaunige Stimmen, die den seitherigen hohen Einsatz an Tempo, Geld und Menschen als böses Erwachen auslegen. Das ist ein Mißverständnis und verrät einen Märchenglauben an goldene Schlösser, die urplötzlich irgendwo im Wald stehen und in die man glücklich-ahnungslos hineinstolpert. Eben wurde gesungen von den »richtigen Worten, den guten Gedanken, dem längeren Atem« – das sind die großangelegten

HANNA-BARBARA GERL-FALKOVITZ, Jahrgang 1945, studierte Philosophie, Germanistik und Politologie in München und Heidelberg; Promotion 1970, Habilitation 1979. Nach Lehrtätigkeiten auf Burg Rothenfels, in Bayreuth, München und Weingarten lehrt sie heute Philosophie an der Technischen Universität Dresden. Sie ist Mitherausgeberin dieser Zeitschrift. – Der hier vorgelegte Beitrag ist die gekürzte Fassung einer Rede, die auf dem 92. Deutschen Katholikentag in Dresden gehalten wurde.

Antworten, die mehr als Hineinstolpern aufrufen, nämlich Anstrengung, Durchsetzen gegen mancherlei Trägheit und Auflehnung westlich wie östlich. Und darum geht es in diesen kurzen Stunden des Katholikentages: auf die zeitgemäß-unzeitgemäßen Haltungen aufmerksam zu werden, sie wenigstens andeutungsweise gemeinsam zu trainieren – Haltungen, die dem komplizierten Gewebe und Gewirr der andrängenden Aufgaben gerecht werden.

»Unterwegs zur Einheit« ist die für diesmal gewählte Suchformel. Sie kann ebenso für die nächsten Tage wie für die nächsten Jahrzehnte und Generationen gelten. Dabei mag es ein Ansporn sein zu wissen – wie die biologische Entwicklungstheorie (H. Spencer) sagt –: Je stärker sich ein Lebewesen integriert, desto differenzierter werden seine Teile. Auf Einheit zugehen heißt also keineswegs, in einförmige Langeweile verfallen, spannungsarm und monologisch werden, sondern Spannungen in sich auswägen, Wegstrebendes zusammenführen, Trennendes redlich ertragen. Einheit nicht der Diktatur und der Planiertrauben, sondern Einheit des Vielstimmigen. Es gibt die ertrotzte Einheit, die alles Widerstrebende unterwirft. Und es gibt die gelassene Einheit mitten im zugelassenen Unterschied. Die Wanderung zu einer solchen vielgliedrigen, gelassenen Freundschaft mit sich selbst ist gerade für Deutschland wichtig, wenn die kulturellen (nicht die ideologischen!) Unterschiede zwischen Ost und West fruchtbar bleiben sollen.

Am Horizont diese Tage stehen vier Themen wie Zielmarken. Nicht nur soll die *politische* in die *lebensweltliche* Einheit Deutschlands übergehen. Solche langfristige Einheit reift organisch erst dann, wenn gleichsam das Wachstum des gesamten Baumes im Auge bleibt. Daher gruppieren sich um den Leitgedanken vier Aufgaben, die andere zögernde Zusammenschlüsse befördern, andere Spaltungen mindern oder überwinden sollen. Unterwegs zur Einheit also: *damit Leben lohnt, damit Einheit gelingt, damit Menschheit überlebt, damit Glaube wächst.*

I.

Am Boden aller gesellschaftlichen Einung wartet, gleichsam als Erstaufgabe, die ursprüngliche Wegsuche, »damit Leben lohnt«. Diese offene Formulierung deutet auf eine Wunde unserer Gesamtkultur: das Verblässen von Sinn. Leben meint zwar letztlich immer den Einzelnen, die eigene glückhafte wie mühselige Suche nach Sinn, dem man sich mit seiner Lebenslinie getrost einfügen kann. Aber es ist doch zugleich eine Aufgabe der Gesamtkultur, den Blick für Sinn offenzuhalten, in den Künsten, der Literatur, der Philosophie, der Wissenschaft. Mancherorts, auch in der Wissenschaft, ist Sinn eine leere Vokabel geworden, die auf müdes Abwinken trifft: Der Mensch sei eine rätselhafte Fehlkonstruktion. Vom Sinnlosen ernährt sich aber niemand; und die trotzige Haltung, die angeblich das Sinnlose heroisch besteht, ist letzten Endes unglaubwürdig. Damit Leben lohnt, braucht es das Brot des Sinnvollen, das eigentliche »Lebenskraut«.

Nun gehört es zu den heißen Fragen unseres Jahrhunderts, was (wer?) dieser Sinn sei – auch hier haben die Ideologien die Sicht verdunkelt. Im Osten ist der

verordnete, scheinbar bergende Sinnhorizont des Kollektivs weggebrochen; im Westen nimmt die sich überschlagende Freiheit des Single überhand. Beziehungslose Freiheit, östlich wie westlich, ist aber gleichgültig und verführt zu jeder Art von Rausch (nicht ohne daß heute schon manche Juristen von einem »Recht auf Rausch« sprechen!). Aber vom chemischen Rausch führt ein abschüssiger Weg zum Rausch der Gewalt und Tabuverletzung, um die eigene Monotonie zu vergessen. So stehen viele, zu viele gegenwärtig antwortlos vor der Frage: Wofür lohnt es sich zu leben? Dringlich werden Werte als Notbremse dieser verzweifelten »Eruptionen von Tobsucht« (Guardini) beschworen. Doch die Werte selber erhellen sich nur aus einem unverfügbaren, alles durchtränkenden Sinn. Früher nannte man ihn das Gute. Mit diesem Namen ist die ungeheure Anziehung gemeint, die den Menschen tagtäglich in Bewegung setzt, im Kleinen wie im Großen. Diese ungeheure Anziehung wirkt sich nicht allein im Haben aus, nicht allein in Essen, Trinken, Schlafen und in nachgerade langweiliger Bedürfnisbefriedigung. Worin besteht das Gute aber dann? Die heutige Kultur verharret zögerlich, unsicher über Weg und Ziel. So ist tief bewußt zu machen, gerade mit dem unausgeschöpften Potential des Christentums, daß jedenfalls der Mensch keine Sache, sondern eine »Richtung« ist (Max Scheler). Woraufhin sind wir gerichtet? Wohin wenden uns die Werte? Jedenfalls nicht nur auf uns selbst, jedenfalls nicht in das Nichts – so weit war die Ernüchterung des Jahrhunderts dienlich. Ob aus der Ernüchterung wieder eine Zustimmung wird, daß es das Gute, *den* Guten gibt, und zwar als eine unzerstörbare Mächtigkeit, muß die kommende Kultur erweisen. Einen wir uns in der Suche nach dem in sich aufgerichteten und aufrichtigen Leben, sonst wird es nicht lohnen.

II.

Wenn Einheit mehr ist als rechtsstaatlicher Zusammenhalt, dann muß sie klarerweise erst noch gelingen – so das zweite Thema dieser Tage. Deutschland hat 1871 die Einigung seiner Staaten bereits einmal vollzogen; die damals gewonnene Einheit ist allerdings zum Unsegen geworden. Die straffe politische Konzentration führte zur Selbstüberschätzung sowie zur überheblichen Abschottung. Das geschichtliche Gedächtnis kann daraus nur lernen, daß Einheit von Grund auf anderes bedeutet als Anlaß zum Eigendünkel. Das Gedächtnis kann aber auch auf die besser gelungene Seite der Geschichte verweisen: daß nämlich Deutschlands bewährteste Tradition nicht im Zentralistischen, sondern im Länderverbund besteht. Daß seine kulturelle und politische Stärke tatsächlich Vielfalt heißt: Vielfalt der Länder, der kulturellen Landschaften, der unterschiedlichen Heimaten, Dialekte, Stammes-Eigenheiten. Gerade im Osten klingt Einheit vielfach noch nach Gleichschritt und Einheitspartei; Einheit will dort eher klein geschrieben werden ...

Daher die spürbare Unsicherheit: Übernehmen wir uns in der Generationenaufgabe zusammenzuwachsen? Sich übernehmen enthält aber eine oft überhörte, hilfreiche Bedeutung, nämlich: in der großen, vielleicht übergroßen Aufgabe sich anzunehmen, Stand zu fassen. Dem Kunstgebilde zweier künstlich gegensätzli-

cher Staaten wurde endlich das Übernehmen der eigenen Kontur aufgenötigt. Ein solches Übernehmen ist Glück, nicht Unglück. Der Regenschirm fremder Behütung ist ein für allemal entzogen; die Zeit der Innen- und Außenverantwortung ist unumkehrbar eingetreten. Unterwegs zur Einheit heißt weg von der verführerischen Klagemauer mißglückter Geschichte und Entschiedenheit zur politischen Reife.

Allerdings auch zur sozialen Reife. Unsere temporeiche Gesellschaft darf nicht bloß zum keuchenden Mitkommen und Mithasten anleiten, bei dem man nach Fehlversuchen zum Überwintern in sozialen Wärmestuben ausgesondert wird. Unser Denken ist gewohnt, sozialen Wert in Arbeit zu setzen. Denn der Mensch ist »ein Sohn des Widerstandes«, wie das chinesische Sprichwort sagt, und Arbeit ist eine erstrangige Form des Selbstgewinns zu gemeinsamem Nutzen. Aber wir haben verlernt, und es soll kein bloßes Trostpflaster für die sein, die sich vergeblich um Arbeit mühen, daß der Mensch auch – um weiterzuformulieren – »Sohn und Tochter von Freiheit« ist. Und Freiheit ist wesentlich auch Muße, Beisichsein. Soziale Reife würde heißen, daß die Mitglieder unserer geeinten Gesellschaft nicht bloß nach Arbeit und Kosten-Nutzen-Rechnung beurteilt werden. Sondern erstrangig nach sich selbst. Einheit kann erst gelingen, wenn menschliches Leben in jeder Phase geachtet wird: das sogenannte unproduktive, das kindliche, das alte, das erwünschte, das unerwünschte. Jedes Leben hat eine in sich aufsteigende Würde. Sie trägt jeweils das – von mir nicht beurteilbare und verurteilbare – Gesicht des anderen. So lautet die Wegmarke dieses Abschnittes: Achtung vor der Freiheit des anderen, »damit *Einheit* gelingt«.

III.

Die nationale Aufgabe ordnet sich ferner einer Gesamtsuchbewegung ein, »damit *Menschheit überlebt*«. Ein mittelalterlicher Satz spricht von einem »Netz der Freundschaft«, in das Gott seine Schöpfung geworfen habe (Hildegard von Bingen). Das Netz ist an vielen Stellen zerrissen, die »Menschheitsfamilie« aufgeteilt von den Habenichtsen bis zu den »Habealles« und »Kaufalles«. Verstärkt wird diese »Familienteilung« durch die Umweltverödungen. Früher lebte man im Vertrauen auf ein unerschöpfliches, sogar selbstheilendes System, auf eine Überfülle von Gaben aus Händen, Busen, Schoß der Mutter Natur. Statt dessen scheint die unerschöpfliche Mutter heute erschöpft, von Algen zugewachsen, dem Hitze-kollaps nahe, von schmelzenden Polkappen ertränkt.

Aber über die wirtschaftliche und ökologische Sanierung der einen Welt hinaus sind gerade die *politischen* Sünden des 20. Jahrhunderts mühsam abzutragen. Denn aus dem Ungeist des Jahrhundertanfangs stammte der vielköpfige totalitäre Drache. Ihm entsprangen die Jahre 1917, 1933, 1949 und deren Folgen, die heute erst, nach dem immer noch unbegriffenen und unbegreiflichen Jahr 1989, aufzutauen beginnen. Das Festfrieren der Geschichte auf Zwangssysteme hatte sich auf den halben europäischen Kontinent und auf einen großen Teil Asiens und Afrikas gesenkt, als zeitlose totalitäre Nacht. Daß die Folgelasten für die gesamte Welt und insbesondere für unsere östlichen Nachbarn noch unübersehbar

sind, verdunkelt den politischen Horizont auf lange Sicht. In dieser Lage greift fast nur noch die paulinische Hoffnung wider alle Hoffnung. Aber vor fünf Jahren hatten die Demonstranten auch nicht viel mehr in der Tasche. Vielleicht sollten die Schatzkammern christlich-antiken Gedächtnisses zusätzlich auf ebenso verschollene wie notwendige Tugenden durchforstet werden. Möglicherweise gerät das alte »Viergespann« in ein neues Licht: heute zuallererst die Tapferkeit, flankiert von Mäßigung, Klugheit und Gerechtigkeit – unerläßliche Haltungen, *damit Menschheit überlebt.*

IV.

Letztlich haben wir die Wanderung angetreten, »*damit Glaube wächst*«. Darin tönt ein ungeheurer Resonanzboden auf: der urbildliche Weg eines anderen Volkes, das sich der Überlieferung nach 40 Jahre durch die Wüste quälte und zuweilen nach den Fleischtöpfen der alten Zustände jammerte. Mit dieser geschichtlichen wie symbolischen Urwanderung heraus aus Ägypten, dem Land der Fron, ist der Glaube seiner Idylle entkleidet. Denn vielfach steht die Welt der Glaubenden heute in der Wüste. In der Wüste der eigenen Zweifel, in der Wüste einer atheistischen und agnostischen Kultur, die das Heilige und den Heiligen nicht mehr kennt und seinen Namen scheut. Aus diesem »Ägypten« der Gottvergessenheit herauszukommen, bedarf des gesammelten Aufbruches. Es braucht Charisma und Charme der Glaubenden. Es bedarf der gemeinsamen Vision.

Zu dieser Vision gehört zuerst das Eintauchen des Blicks in den Blick des biblischen Souveräns, weg von der schäbig-armen Krümmung auf sich selbst, der lähmenden kirchlichen Selbstbeobachtung. Ferner: In unserem Land ist vor 470 Jahren eine Glaubensspaltung erfolgt, die – ähnlich wie die frühere Spaltung der Ost- und Westkirche – die Christenheit in einem unfruchtbaren Streit hält. Das ist um so schmerzlicher, als der Weg selbst ja Christus ist. Unterwegs zur Einheit, *damit Glaube wächst* – es klingt hier fast wie ein Schrei.

Dazu kommen die Wanderungen auch mit anderen Glaubensgemeinschaften, mit dem Judentum zuerst, dem ersten Liebling Gottes und zugleich lange von uns verfeimten, auf dessen Ölbaum wir doch als Christen aufgepfropft wurden, wie Paulus schon vor 2000 Jahren wußte. Neu ins Bewußtsein zu holen ist die Tatsache, daß auch der Islam sich auf den gemeinsamen Vater Abraham beruft. Es wird sicher keine »Einheit« im Bekenntnis mit diesen Religionen geben, aus guten Gründen nicht, aber doch eine gemeinsame Bewegung auf ein zutiefst gesuchtes Antlitz zu.

Das wirkliche Glück läßt sich in der Bibel nicht »machen«; man muß es sich zufallen lassen. Daß bei aller Mühe ein »gratis« geschenkt wird, über alles hinaus, was man erhoffen und erträumen kann: das sind jene Überraschungen, auf die nur der Glaube aufmerksam macht. »Bitte Gott um ein Glas Wasser, und er wird dich ins Meer werfen« (Paul Claudel). Wir haben Gott zaghaft um Einheit gebeten und sind vor fünf Jahren ins Meer geworfen worden; es kommt jetzt auf den Dank und auf das unerschrockene Schwimmen an. Damit – unterwegs zur Einheit – Leben lohnt, Einheit gelingt, Menschheit überlebt, Glaube wächst.